

39. Studienkurs der EKD – Kirche und Sport, Sils / Engadin „Ohne Fleiß kein Preis“ – Leistung in Kirche, Sport und Gesellschaft

Was Behinderung leistet – was Leistung behindert

*Pastor Jörn Engler, Stiftung Diakoniewerk Kropp
12.2.2009*

1. Aus der Kreisliga in die Nationalmannschaft – oder: ein Leistungssportler aus Volmerdingsen

Stefan Pesch ist Fußball-Bronze-Weltmeister. Ungelogen. Sein Name taucht zwar in Klinsmanns Sommermärchen-Kader nicht auf. Er findet sich auch in keiner millionenschweren internationalen Transferliste. Stimmt trotzdem. Stefan Pesch spielt Fußball nämlich zunächst in der Kreisliga. Beim national und international schon gar nicht so richtig berühmten TuS Volmerdingsen. Das ist allerdings schade – dass der TuS Volmerdingsen nicht sehr bekannt ist. Denn: Es handelt sich um einen Verein, in dem der Sport die Grundlage für gelebte Inklusion bietet. Auf den Begriff „Inklusion“ komme ich nachher noch zu sprechen.

Stefan Pesch trainiert regelmäßig intensiv in der 3. Mannschaft dieses Vereins. Rund zwei Drittel der Mannschaftsmitglieder im Alter zwischen 18 und 36 Jahren nehmen Betreuungsangebote der Diakonischen Stiftung Wittekindshof in Anspruch. Die übrigen Spieler kommen aus Volmerdingsen oder der Umgebung. Manche, aber nicht alle, arbeiten im Wittekindshof. Stefan wohnt auf dem Wittekindshof, in der Nähe von Bad Oyenhausen. Er lebt mit einer geistigen Behinderung. Stefan spielt also in der dortigen Kreisliga und gehört darüber hinaus dem Kader der deutschen Fußballnationalmannschaft von Menschen mit Behinderungen an.

Stefan Pesch, so meine ich, kann sich zu Recht als „Leistungssportler“ bezeichnen. Gemeinsam mit vielen anderen geistig behinderten Menschen rund um den Globus.

Er erbringt herausragende körperliche Leistungen, vereint physisches Geschick mit auf Dauer angelegten mentalen Kraftleistungen.

Voraussetzung dafür ist zum einen die ihm mitgegebene körperliche Grundausstattung. Körpergefühl, besonderes Talent in der Koordination von Bewegung und effektivem Krafteinsatz. Ein besonders ausgeprägter Sensus für einen ausgewogenen Wechsel von Muskelspannung und noch mehr Muskelspannung und dann wieder Ruhephasen im richtigen Moment. Ich kenne ihn persönlich nicht, aber ich vermute, dass er auch ein Mindestmass an Kenntnissen hat über die Abläufe in seinem Körper, also über das Zusammenwirken von Konzentration, Willen und Anstrengung, von gezieltem Verbessern seiner Leistungsfähigkeit.

Zu den physischen Voraussetzungen muss sich darüber hinaus und vor allem also die psychische Bereitschaft gesellen: Immer neue Motivation – extern geförderte, intrinsisch erlebte.

Es braucht zum einen den *eigenen* Willen, sich selbst aufzubauen, sich selbst herauszufordern. Regelmäßig an die eigenen körperlichen Grenzen gehen, diese Grenzen immer weiter ausschieben, sich messen wollen – mit anderen, aber eben und, so glaube ich, vor allem mit sich selbst. Sich selbst überwinden, die Müdigkeit, die Trägheit, die Frustration über nicht gelungene Anstrengungen niedriger gewichten als den Willen zu noch mehr Leistung. Den inneren Schweinehund zu bekämpfen ist – so meine Vermutung – die größte Herausforderung für alle, die im Leistungssport bestehen wollen.

Es gehörten hier sicher noch eine ganze Reihe von weiteren Aspekten genannt. Ihr als Sportexperten könnt das viel besser beschreiben als ich.

Für Menschen mit geistigen Behinderungen, die Hochleistungen in einem solchen Sinne erbringen wollen, bedarf es zum anderen in besonderem Masse der externen Förderung. Ohne diejenigen, die sie als Familienmitglieder begleiten, bzw. in ihrer Betreuung arbeiten, kann es zu solchen Erfolgen, wie Stefan sie erleben darf, überhaupt nicht kommen.

Für Stefan ist der Begriff der Leistung außerordentlich positiv besetzt. Sein Selbstbewusstsein, sein Selbstwertgefühl, seine Selbstwahrnehmung, seine Identifikation mit sich selbst wird durch die Erfahrungen, die er in den Systemen, in die er hineingewachsen ist, deutlich positiv beeinflusst. In seiner Kreisligamannschaft Akzeptanz zu finden, im Kader der Nationalmannschaft durch die Begegnungen in den nationalen und internationalen Bezügen den eigenen Horizont zu erweitern, solche Privilegien in seinen ganz persönlichen Horizont zu integrieren – all das bringt ihn zu sich, zur Welt um ihn herum in einen neuen Bezug, fördert ihn als Mensch in seiner spezifischen Situation.

Sicherlich werden auch *nicht* behinderte Menschen von Förderern entdeckt und weiter begleitet, von Trainern und Funktionären „gepusht“ – für Menschen mit besonderen Fähigkeiten spielt diese externe Begleitung noch eine viel größere Rolle. Das Delta zwischen der eigenen eingegrenzten Organisationsfähigkeit, vielleicht auch beständigen Motivationsfähigkeit und der erforderlichen Anstrengung muss bei ihnen durch begleitende Personen ausgeglichen werden, damit die Potentiale, die in ihnen liegen, sich entfalten können. Der Ausgleich zwischen den mitgegebenen körperlichen Möglichkeiten und den für sportliche Leistungen, Hoch-, bzw. Höchstleistungen erforderlichen Fähigkeiten muss besonders aufmerksam unterstützt werden.

Diese Skizze der Voraussetzungen ist sicherlich nicht spektakulär. Und doch bedeutsam.

Denn sie setzt an bei der berechtigten Erwartung oder wenigstens Hoffnung, dass nicht nur die in der Person liegenden physischen Fähigkeiten eine entsprechende Leistung freisetzen können. Viel wichtiger als die vermutete Fähigkeit zur körperlichen Umsetzung der Potentiale

durch *externe* Motivation ist die zu aktivierende Fähigkeit zur *Selbst*motivation.

Das ist ein entscheidender Gesichtspunkt.

Denn bisher habe ich gesprochen von Menschen mit geistigen Beeinträchtigungen. Dieser Bereich ist im übrigen vielfältig in der Forschung analysiert und differenziert beschrieben¹. Als wie relevant das Motivationsthema für die Ausübung von Leistungssport sich erweist, zeigt sich, wenn es um das Verhältnis von Leistungssport zu Menschen mit seelischen Beeinträchtigungen geht. Also Menschen mit psychischen Erkrankungen oder bleibenden psychischen Behinderungen.

2. Sport und kranke Seelen

2.1. Vorbeugen wäre besser als Heilen

Ich hatte mir erhofft, in der Vorbereitung dieses Vortrages Erkenntnisse zu gewinnen für das Arbeitsfeld, in dem ich tätig bin. In unserer Stiftung werden durchaus auch Menschen mit geistigen Behinderungen betreut. Auch in diesem Personenkreis können seelische Erkrankungen eine Rolle spielen. Zunehmend aber arbeiten wir mit Menschen, die im Laufe ihres Lebens seelisch erkranken. Manchmal hat das organische Ursachen: Entzündungen im Gehirn, Unfälle etc. In anderen Fällen sind es Ereignisse im Leben der Betroffenen, die sie überfordert haben, die sie nicht mit den Potentialen, die ihnen zur Verfügung stehen, bewältigen konnten und die sie haben krank werden lassen. Besonders kümmern wir uns um Menschen, die mit einem Suchthintergrund erkrankt sind – Alkohol, Drogen jeder Art. Depressionen, schizoide Krankheitsbilder, Borderliner spielen eine große Rolle. Oftmals gehen hirnorganische Schäden durch Suchtmittelmissbrauch und psychische Erkrankung ineinander über, multimorbide Krankheitsbilder nehmen zu.

Ich suchte also nach Beschreibungen des Themenfeldes „Seelische Erkrankungen und Leistungssport“. Und wurde vielfältig fündig. Allerdings nicht in der Spur, in der ich mich auf den Weg hatte machen wollen. Mannigfach wird beschrieben, dass Leistungssport zu seelischen Erkrankungen führen kann. Vielfach sind es Essstörungen – bei Jockeys, die sich zugrunde hungern, bei Athletinnen, die Ballett oder Gymnastik betreiben und an Anorexie oder Bulimie leiden². Oder bei Gewichthebern, bei denen das Essen zur Sucht wird. Vielfach sind es Depressionen, in die Leistungssportler geraten, weil sie den Druck nicht aushalten, unter dem sie täglich stehen³ – insbesondere, wenn erwartete Erfolge sich nicht einstellen oder nicht so eintreten, wie man es sich von ihnen erhofft hatte. Aber auch dann, wenn sie durch überraschende und anhaltende gute Ergebnisse unter bleibendem Erfolgsdruck stehen und zusätzlich einer

¹ Einen Überblick über die Forschungslage bietet Wegner, Manfred, Zielgruppenperspektiven: Sport bei Behinderung sowie Sport mit sozial ausgegrenzten Gruppen. In Beckmann, J. und Kellmann, M. (Hrsg.) (2008) *Enzyklopädie der Psychologie. Anwendungsfelder der Sportpsychologie* (S. 809ff), Göttingen, Hogrefe

² Z.B. Herpertz-Dahlmann, B. und Müller, B., Leistungssport und Essstörungen aus kinder- und jugendpsychiatrischer Sicht, Monatsschrift Kinderheilkunde 2000, S. 462ff

³ Z.B. Mummery, Kerry, Depression in Sport, *Medicine and Sport*, Vol. 366, Dezember 2005 über die Leichtathletin Kelly Holmes

permanenten Überwachung nicht nur durch die Trainer, sondern durch Presse, Funk und Fernsehen ausgesetzt sind. Wenn die Rückzugsmöglichkeiten in die Privatsphäre, in rekreative Freiräume ihnen abhanden kommt.

Dass Leistungssport krank macht, liegt nach meiner Überzeugung nicht am Sport selbst. Ich glaube, es spielt dabei eine wesentliche Rolle, welche Prädispositionen und Erfahrungen die Sportler aus ihrem Leben mitbringen. Vor allem, welche inneren Möglichkeiten sie haben, von den Anforderungen, die der Leistungssport mit sich bringt, wieder Abstand zu nehmen. Distanz also zu gewinnen zum einen zu den Anforderungen, die von außen an die Sportler herangetragen werden und denen sie sich zu unterwerfen haben. Viel komplizierter aber ist es, sich zum anderen von den Anforderungen auch wieder zu lösen, die sie sich selbst gestellt haben. Diesen Gedankenfaden will ich an dieser Stelle nicht weiter verfolgen, halte ihn aber für einen wesentlichen Impuls in der Seelsorge an Leuten, die sich dem Leistungssport verschrieben haben. Hier geschieht wichtige Prävention.

Es wird also vielfach beschrieben, wie Sport in seiner Erscheinungsform als *Leistungssport* Menschen seelisch erkranken lässt. Meine Suche danach, ob und wenn ja, unter welchen Voraussetzungen Leistungssport von Menschen mit seelischen Erkrankungen *betrieben* wird, ob darin gar therapeutisch sinnvolle Ansätze liegen, lief ins Leere.

Die positiven Effekte sportlicher Betätigung, regelmäßiger körperlicher Aktivität *ohne* den Anspruch, der durch Leistungssport ausgelöst wird, stehen außer Frage. Ein ausgewogenes Maß an Ausdauertraining reduziert Depressivität, Angststörungen oder sogar dementielle Erkrankungen⁴. Obwohl dieser Zusammenhang bekannt ist, steht „die Implementierung von körperlicher Aktivität und Sport in gesundheitspolitische Programme zur Behandlung von Patienten mit psychischen Erkrankungen ... in Europa jedoch erst am Anfang.“⁵ Wichtige präventive und auch therapeutische Ansätze müssen also erst noch entwickelt werden, obwohl bereits Hippokrates die Spur gelegt hat.

Wenn es denn aber so ist: Prävention setzt da an, wo Menschen leben, sich organisieren und aktiv sind. Die Chance ist da: Es käme also darauf an, an vorhandene Strukturen anzuknüpfen. Welche Möglichkeiten die Sportvereine zur Verfügung stellen könnten, welche Anforderungen an die Trainerinnen und Trainer zu stellen wären, ob für die erforderliche Aus- und Weiterbildung kirchliche Kompetenzen in Anspruch genommen werden könnten – pastoralpsychologische Institute, entsprechend ausgebildete Pastorinnen und Pastoren – das scheint mir den Gedankenschweiß der Edlen wert.

2.2. Harald Schmidt sagt: „Kann – aber muss nicht!“ – Gedanken zur Leistung bei seelischer Beeinträchtigung

⁴ Ströhle, Andreas, Sport, psychische Gesundheit und Krankheit, Manuskript zur 1. Berliner Woche der seelischen Gesundheit (Okt. 2007), S. 3

⁵ Ebd. S.3

Maßvolle körperliche Betätigung kann also im Zusammenhang mit psychischen Erkrankungen hilfreich sein. Die Themenkombination „Leistungssport“ und „seelische Krankheit oder Behinderung“ scheinen sich allerdings gegenseitig auszuschließen.

Denn ein wesentliches Erscheinungsbild der seelischen Beeinträchtigung besteht ja gerade darin, dass das, was im Leistungssport zu den Grundvoraussetzungen gehört, ein gravierendes Problem darstellt: sich anzustrengen, durchzuhalten, sich ein Ziel zu setzen, das sehr viel eigenen, ganz persönlichen Einsatz erfordert.

Gerade bei Menschen mit Depressionen ist dies offensichtlich. Ihr Krankheitsbild besteht wesentlich in der krankhaften Geringschätzung der eigenen Person, in Selbstvorwürfen und dem Leiden darunter, dass sie den Eindruck haben, den Anforderungen, die an sie gestellt werden, nicht zu genügen. In einer solchen Grundsituation ist ambitionierter Sport natürlich sehr riskant und provoziert Frustrationserlebnisse, erneute Selbstvorwürfe und kann daher absolut kontraproduktiv wirken⁶.

Wie sagt Harald Schmidt gern: „Kann – muss aber nicht!“ Ich denke, dieser Ausspruch passt an dieser Stelle. Die eigenen Möglichkeiten auszuloten und durch positive Erfahrungen das Selbstwertgefühl eben positiv zu beeinflussen, vorsichtig sich heranzutasten an die Potentiale, die Grenzen im Blick zu behalten, aber von Trainingseinheit zu Trainingseinheit eine Ausweitung des eigenen Könnens zugesprochen zu bekommen und auch selbst zu erkennen und zu spüren – das ist eine Chance gerade für Menschen, die an sich selbst zweifeln. Das braucht, und da ist den skeptischen und zweifelsohne fachkundigen Autoren selbstverständlich Recht zu geben – das braucht ein hohes Maß an Behutsamkeit, Geduld, beiderseitigem Zutrauen, psychiatrischer Kompetenz. Aber – all das Bewusstsein für diesen Bedarf ist ja vorhanden!

Hier ist zu erinnern an die Geschichte des Sports für Menschen mit geistigen Behinderungen. Also zurück zu den Eingangsgedanken. Wer hätte es noch vor einem halben Jahrhundert für möglich gehalten, dass es internationale Sportbegegnungen für geistig behinderte Menschen geben würde. Erst vor gerade einmal gut 40 Jahren, 1968, fanden die ersten Wettkämpfe der Special Olympics für Menschen mit geistigen Behinderungen auf dem Soldiers Field in Chicago statt⁷!

Ich weiß nicht, ob ein solches Setting für Menschen mit seelischen Erkrankungen, mit psychischen Behinderungen je Sinn machen kann und wird. Aber hier kommt es ja zuerst gar nicht darauf an, eine neue Sportveranstaltung zu erfinden. Der Vergleichsparameter ist für mich die Veränderung in der Einstellung zu behinderten Menschen.

3. Was Leistung leisten kann

⁶ Broocks, A., Sport und Gesundheit, Bundesgesundheitsblatt etc., 8, 2005, S. 914ff

⁷ zur Geschichte der Special Olympics: Doll-Tepper, Entwicklungen des Sports von Menschen mit geistiger Behinderung aus internationaler Perspektive, in: Behinderung, Bewegung, Befreiung: Gewinn von Lebensqualität und Selbständigkeit durch Wettbewerb und sportliches Training bei Menschen mit geistiger Behinderung, hsg. V. Wegner, Manfred und Schulke, Hans-Jürgen in Kieler Schriften zur Sportwissenschaft, 2007, S. 7ff

Die Paralympics für Menschen mit körperlichen Behinderungen, die Deaflympics für Menschen mit Gehörschädigungen, die Special Olympics für geistig behinderte Menschen – und was es an Sportveranstaltungen hier sonst zu nennen gäbe – diese Ereignisse sind Ausdruck für eine Art zu denken und aus diesem Denken zu handeln.

So sieht „das Konzept der Special Olympics keinen Leistungssport im herkömmlichen Sinne“⁸ vor, wie Prof. Schulke es zusammenfasst. „Die ‚Wettkämpfe‘ sollen es den Athleten in erster Linie ermöglichen, einen Leistungsvergleich in homogenen Gruppen gemeinsam durchzustehen; dafür werden alle Aktiven gewürdigt“⁹. Also ressourcenorientiert und adaptiert die jeweilige Leistungsfähigkeit zu fördern und zu würdigen; nachhaltig positiv auf die Lebenseinstellung der Beteiligten in ihrem gesamten Lebensumfeld einzuwirken; die an den ganz persönlichen Situationen ausgerichteten Möglichkeiten im Gemeinschaftserleben in den Mittelpunkt zu stellen; sich selbst als leistungsfähig zu erleben; dabei nicht nur die Menschen mit Behinderungen selbst im Blick zu haben, sondern ganz wesentlich zu einem neuen Beziehungsgeschehen beizutragen, nämlich den *gemeinsamen* Horizont der Athleten und ihrer Familien und Betreuer zu weiten - mehr als 500.000 Freiwillige organisieren und managen die Special Olympics Länderorganisationen als Vorstände, Offizielle, Trainer, Helfer bei Veranstaltungen in mehr als 15.000 Veranstaltungen pro Jahr weltweit– das ist das Ziel der Special Olympics für Menschen mit geistigen Behinderungen.

Es geht nicht um Leistung um der Leistung willen, sondern um Leistung, die die ganze Vielfalt der Lebensbezüge rund um die sportlichen Herausforderungen einbezieht. Entsprechend lautet der Eid der Special Olympics:

Lasst mich gewinnen,
doch wenn ich nicht gewinnen kann,
so lasst mich mutig mein Bestes geben!

Gewinner, davon bin ich überzeugt, Gewinner sind alle, die sich miteinander auf einen solchen Weg machen. Leistung ist verstanden und gewollt als ein Medium, um Beziehungen zu gestalten. Leistung geschieht nicht um ihrer selbst willen, sondern als zugleich individuelle und gemeinsame Erfahrung der Möglichkeiten, die in den jeweiligen Potentialen der Beteiligten geborgen sind.

4. Von der Integration zur Inklusion

Ein solches Denken, das die Leistungsfähigkeit in einem veränderten Licht darstellt, muss weiter entwickelt werden. Das bedarf einer breiten, gesellschaftlichen Wahrnehmung. Die Schleswig-Holsteinische Landesregierung hat sich des Themas der „Inklusion“ intensiv angenommen. Dabei handelt es sich um eine Weiterentwicklung des Begriffes der „Integration“. Geht diese Denkfigur von der Voraussetzung aus, dass Menschen mit Behinderungen außerhalb der Gesellschaft stehen

⁸ Schulke, Hans-Jürgen, in einer Mail an den Referenten vom 21.12.2008

⁹ Ebd.

und in diese „integriert“ werden müssten, geht die „Inklusion“ einen völlig richtigen Bewusstseinschritt weiter. Menschen mit Behinderungen sind als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft zu verstehen, müssen also gar nicht integriert werden – wie das z.B. für Menschen aus anderen Ländern und kulturellen Herkommen, die in Deutschland leben, sicherlich richtig zu sagen ist. „Integration“ sagt: eine Gruppe von Menschen bewegt sich auf die Gesellschaft zu. „Inklusion“ sagt: Menschen mit und ohne Behinderungen müssen sich aufeinander zu bewegen. Das beschreibt allerdings eine gewaltige Leistung aller Beteiligten.

Grundvoraussetzung dafür aber ist ein entsprechendes Wissen voneinander und geduldige Arbeit an einem veränderten Bewusstsein füreinander. Denn so lange Behinderung eine Wertung impliziert – unterdurchschnittliche Leistungsfähigkeit, unterdurchschnittliche Intelligenz, Unfähigkeit zur Selbstorganisation – so lange werden wir in einem defizitorientierten Denkmuster verharren. Für Menschen mit geistigen Behinderungen beschreiben derlei Kriterien die Defizite im logischen Denken, gehen aus von Analyseunfähigkeit, von eingeschränkter Kommunikationsmöglichkeit. Inklusives Denken orientiert sich nicht an den Defiziten, sondern an den Ressourcen – Kriterien würden dann *nicht* zuerst davon sprechen, was der Mensch *nicht* kann, sondern davon, was er *kann!* Es kommt in den Blick die Fähigkeit zu lachen, die Fähigkeit zu fühlen, zu weinen und zu lieben, sich zu sehnen und nach den jeweiligen Möglichkeiten Leistung erbringen zu wollen. Es kommt in den Blick die Fähigkeit, mich auf meine Möglichkeit zur Unterstützung meines Gegenübers aufmerksam zu machen. Es kommt in den demütigen Blick meine eigene Unterstützungsbedürftigkeit, mein Angewiesensein auf die Gemeinschaft, die mich trägt.

Was für eine Leistung derer, von denen wir sagen, sie seien behindert. Es ist beileibe kein Euphemismus, statt von Menschen mit Behinderungen von Menschen mit besonderen Fähigkeiten zu sprechen.

Wenn inklusives Denken auf die Wirklichkeit trifft, wird es allerdings erwartungsgemäß kompliziert. Es wird noch lange eine beträchtliche Herausforderung bleiben, die Welten der Menschen mit und ohne Behinderung zueinander zu bringen. Es gelingt derzeit ja noch nicht einmal, die Grenzen zwischen den Welten der Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen zu überwinden.

Ich erinnere als Beispiel für diese Problematik daran, dass Menschen mit geistigen Behinderungen auch 2008 von den Spielen in Peking ausgeschlossen waren. Grund ist der Skandal um die spanische Basketballmannschaft, die bei den Paralympics 2000 in Sydney mit einem Team vorgeblich geistig behinderter Menschen die Goldmedaille errungen hatte. Ein Großteil des Teams war allerdings nicht behindert. Bis heute ist es nicht gelungen, ein Regelwerk für gemeinsame Spiele zu schaffen.

Derzeit noch ist „Inklusion“ eine Vision – wir befinden uns noch in der Phase, diese Vision in operative Konkretion zu übersetzen. Denn es stellt sich ja geradezu als ein gedanklicher Spagat dar: Einerseits die jeweiligen sehr individuellen Möglichkeiten Ernst zu nehmen und andererseits eine gemeinsame Basis zu finden, unter der alle Beteiligten sich wiederfinden können.

5. Inklusive Leistungs-Kriterien

Unser christliches Menschenbild legt dennoch eine solche inklusive Sicht des Menschen nahe, bemüht sich um eine Betrachtung des Menschen nicht von seinen Defiziten, sondern von seinen Möglichkeiten her. Auf diese Weise geraten Menschen mit und ohne Behinderung gleichermaßen in den Blick. Dann wird es darum gehen, auch des behinderten Menschen Autonomie zu würdigen, ihn als entwicklungsfähig zu betrachten, die Würde seines So-Seins zu wahren, ihn als selbstbestimmte und eigenverantwortliche Person zu respektieren¹⁰.

Wie weit wir selbst in einem solchen Bewusstsein vorangekommen, bzw. davon entfernt sind, mag jeder für sich nachempfinden und versuchen, inklusives Denken und viel mehr noch Handeln in die eigene Wirklichkeit zu übertragen.

Kann das gehen – bezogen auf sportliche Leistung, aber durchaus auch darüber hinaus:

- Leistungen werden nicht an sachlich fixen Kategorien festgemacht, sondern orientieren sich an den individuellen Entwicklungsschritten
- Die Leistungsansprüche in einer Gruppe sind individuell zu betrachten und Leistungsergebnisse werden gegenseitig anerkannt
- Leistung kann grundsätzlich individuell oder in Gruppen erbracht werden
- Über geforderte und erbrachte Leistungen kann mit bestimmt werden
- Leistungsbewertungen werden kommunikativ verhandelt¹¹.

6. Was Behinderung leistet – was Leistung behindert

Was Behinderung leistet? Ich hätte Stefan Pesch am liebsten mitgebracht, damit er sich persönlich hätte vorstellen können.

Was Leistung behindert? Jeder Betrachter, der sich ein fixes Bild von seinem Gegenüber macht.

Was Kirche und Sport leisten können? Unsere christliche Grundüberzeugung von der individuellen Leistungsfähigkeit und der Liebenswürdigkeit eines jeden Menschen in inklusives Handeln übertragen.

¹⁰ Auch Baumann, Christoph, Menschen mit geistiger Behinderung im organisierten Sport, Inauguraldissertation zur Erlangung des Doktorgrades (Dr. phil.) der Fakultät für Psychologie und Sportwissenschaft an der Universität Bielefeld, 2004, geht insbesondere S.19ff von einer ressourcenorientierten Beschreibung aus.

¹¹ So vorgeschlagen von Seitz, Simone, Inklusionsforschung – neue Perspektiven für die „Special Olympics“ in: Behinderung, Bewegung, Befreiung: Gewinn von Lebensqualität und Selbständigkeit durch Wettbewerb und sportliches Training bei Menschen mit geistiger Behinderung, hsg. V. Wegner, Manfred und Schulke, Hans-Jürgen in Kieler Schriften zur Sportwissenschaft, 2007, S. 22f